

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 29.

Berlin, Mittwoch den 8. März

1843.

Frankreich.

Die Organisation der Französischen Presse. *)

Nie ist so viel geschrieben, gedruckt, gepresst worden über die Presse, als in neuester Zeit. Unsere Absicht ist es nicht, eine theoretische Abhandlung über die Presse zu schreiben, sondern bloß eine historisch-faktische Uebersicht der Französischen Presse zu geben, die man in Deutschland für frei hält, und die durch ihre besondere Organisation vielleicht die untreueste in ganz Europa ist, seitdem die Französische Kammer durch Thiers, den ehemaligen Journalisten, die September-Gesetze votirte.

Nur Eine Bemerkung sey mir als maßgebende Theorie erlaubt; sie ist den Memoiren Bisquet's, des ehemaligen Polizei-Präsidenten, entnommen. Bisquet behauptet, daß in unruhigen Zeiten eine freie Presse der Regierung mehr nützt, als alle geheime Polizei. „Was wir gewöhnlich“, sagt er, „durch eine Masse Spione nicht erfahren konnten, das lasen wir den anderen Morgen in der Tribune, einem republikanischen Blatte, redigirt von Armand Marrast, jetzigem Mit-Redacteur des National. Da stand es mit großen Lettern gedruckt, und zuletzt war die Tribune ein unschätzbares Blatt für die Polizei. Wenn wir sie bezahlt hätten, sie würde uns nicht besser haben bedienen können.“

Wer in Frankreich ein Journal herausgeben will, muß vor Allem 100,000 Francs Caution beim Schatz-Amt deponiren. Dafür erhält er freilich 3 Prozent jährlicher Zinsen, und wenn die Regierung nachsichtig seyn will, so kann die Summe bis auf 33,000 Fr. nach und nach zurückgenommen werden, um die Kosten des Journals zu decken. Dies aber ist bloß Nachsicht. Der Regel nach müssen diese 100,000 Fr. baar liegen bleiben, und so oft das Journal in Strafe verfällt, wie neulich die Gazette de France, die 24,000 Fr. zahlen mußte, muß die Summe nachbezahlt werden.

Der Gerant, der diese Summe deponirt und für das Blatt verantwortlich ist, darf das Geld nicht von dem Redacteur oder einem Anderen entleihen haben, sondern es muß sein Eigenthum seyn. Diese Klausel ist eben so hart als unmotivirt. Was geht es eigentlich den Schatz an, wer das Geld giebt, wenn er es nur hat? Doch sein Raisonnement ist folgendes: Der Gerant ist eigentlich nur verantwortlich. Er muß jedes Blatt jeden Tag mit eigener Hand unterschreiben. Diese Unterschrift giebt er aber oft in blanco, ohne das Journal zu lesen, indem er sich auf die Redaction verläßt. Er thut dies um so leichter, wenn die Caution eigentlich gar nicht sein ist, wenn er sie auch unter seinem Namen niedergelegt hat. Es bliebe ihm dann nur die Gefängnißstrafe, die die Redaction ihm ebenfalls bonifizirt. Das Gericht meint, es wäre nicht genug Verantwortlichkeit für den Geranten, wenn dieser zwar für seine eigene Haut, aber nicht auch für sein eigenes Geld einstehe, da heutzutage das Geld mehr werth sey, als eine Menschenhaut. Wegen dieses Umstandes wurden in neuester Zeit der Temps und der Courrier des Théâtres zu so hohen Strafen verurtheilt, daß sie nicht ferner erscheinen konnten.

Dies aber ist noch nicht die schwerste Bedingung für die Französische Presse. Da die Regierung 3 Prozent Zinsen für die Caution bezahlt, so findet sich dieses Geld schon. Nun aber kostet jedes Blatt einen Sous Stempel, so daß ein Blatt, das 1000 Abonnenten hat, jeden Tag vorweg 50 Fr. Stempel bezahlen muß. Das Siecle, das 40,000 Abonnenten hat, zahlt täglich 2000 Fr. Stempelgebühr. Nur die Mitarbeiter des Blattes erhalten ein ungestempeltes Exemplar, worauf die Redaction den Stempel Epreuve, d. h. Korrekturbogen, druckt. Oder sie reißt auch die beiden Blätter durch und schiebt sie so ab. Nur so umgeht sie die Stempelstrafe. Die Presse ist in Frankreich einer der einträglichsten Besteuerungs-Gegenstände.

Ist sie aber ein einträglicher Artikel für die Regierung, so ist sie es nicht weniger für die Parteien. Die Juli-Revolution wurde im Namen der Presse gemacht. Die Presse aber irrte sich gewaltig an ihrer Macht. Durch ihre innere Organisation ist sie so gesunken, daß sie heute alles Interesse, alle Macht verloren hat. Mit Ausnahme der Phalange und der Revue indépendante, deren Ursprung wir erzählen werden, und die ihr Entstehen einer Idee und nicht einer Speculation verdanken, giebt es in ganz Frankreich kein wahrhaft unabhängiges Blatt, keines, das des Geschenkes der Pressefreiheit

*) Der nachfolgende Artikel gewährt manchen interessanten Einblick in das Getriebe der Französischen Presse, doch mögen unsere Deutschen Leser nicht übersehen, daß er, obwohl für unser Blatt geschrieben, von französischem Standpunkt aufgefaßt ist, der natürlich nicht überall mit unserem eigenen zusammentrifft. D. R.

würdig wäre, ja keines, das den Namen eines Journals im edleren Sinne verdiente. So beschränkt die Deutschen Blätter sind, sind sie dennoch in ihrem Ursprung freier, ja sie sind ehrlicher, als die Presse, das Siecle, der Constitutionnel oder der Courrier français, die alle Morgen denselben langweiligen Refrain wiederholen und als Zeitung gar keinen Werth haben.

In der That, um ein täglich erscheinendes Journal in Frankreich nur 18 Monate zu erhalten, muß man vor Allem ungefähr 250,000 Fr. in der Kasse haben. Die Post in Frankreich ist zwar für die Journale höchst billig und national: das Blatt kostet einen Centime, auf welche Entfernung es auch adressirt sey, und zwar ohne Unterschied der politischen Farbe. Nebenbei kann man es auch mit den Messageries verschicken, was noch wohlfeiler ist, um so mehr, da man dadurch oft den Stempel umgeht. Jedes Journal aber muß unter einem Kreuzband, auf welchem die Adresse des Abonnenten steht, auf die Post gelangen. Dieser Umstand, so gering er scheint, kostet enormes Geld. Da ist zuerst eine Journal-Zusammenlegerin, la plieuse, die monatlich 60 bis 80 Fr. erhält. Das Siecle hat 40 solcher plieuses. Dann sind mehrere Commis nöthig, die bloß jeden Tag die Adressen schreiben. Da man sich auf 14 Tage oder einen Monat abonniren kann, so haben sie zugleich auf die gedruckte Adresse, wo der Name des Journals steht, zu schreiben, wann das Abonnement aufhört. Die Worte Votre abonnement finit sind gedruckt, das Datum müssen sie jeden Tag im Buche nachsehen, um es darauf zu setzen. Dies macht wieder eine Menge employés nöthig, die gewöhnlich 100 Fr. monatlich erhalten. Dazu kommt, daß immer am 3ten jedes Monats ausbezahlt wird, sowohl Drucker, Setzer als Schriftsteller. Es muß daher beständig Geld da seyn: denn die Kunst, ein Journal zu redigiren, ohne Honorar zu bezahlen, haben die Franzosen noch nicht gelernt, obschon sie seit einigen Jahren auch hierin Fortschritte machen. Entweder trifft es sich, daß ein Mann, der eine Idee vertreten will, das Geld hergiebt, oder das Journal wird auf Actien gegründet. Im letzteren Falle wird außer den politischen und literarischen Redacteurs noch ein Aufsichtsrath niedergesetzt, der in letzter Instanz urtheilt; ferner ein Lese-Comité, ein Kassier, ein bureau d'annoncer ic. Das Lokal besteht gewöhnlich aus 4 bis 5 Zimmern. Da ist erstens ein Lesezimmer für die Mitarbeiter, wo alle Journale gelesen werden; zweitens ein Arbeitszimmer für die subalternen Beamten; drittens ein Sprechzimmer für den Redacteur (jeder Haupt-Redacteur hat sein besonderes Zimmerchen); viertens das Versammlungszimmer des Lese-Comité's, und fünftens endlich das bureau d'annoncer. Nebenbei ist noch ein Zimmer für den Portier und die Auslaufburschen nöthig. Die Miethekosten dieses Lokals belaufen sich gewöhnlich auf einige tausend Francs. Das schönste Lokal hat die Phalange in der rue du Tournon. Sie zahlt 6000 Fr. Miethe jährlich, giebt aber jeden Mittwoch eine Soirée, wo alle ihre Mitarbeiter und ihre Freunde bei einem — Glase Zuckerrwasser über Philosophie und Politik diskutiren. Oft läßt sie auch klassische Quartette von ihren musikalischen Freunden ausführen.

Sobald aber ein Journal auf Actien besteht, ist der Redacteur nicht mehr selbständig. Der Zweck des Journals ist dann nicht mehr, die Wahrheit oder ein Prinzip zu vertreten, sondern Geld zu verdienen und viele Abonnenten zu erhalten: denn die Actionaire sind nicht eben politische Charaktere, sondern bloße Speculanten. Das Journal hat alsdann von vorn herein keinen bestimmten Zweck. Es soll Opposition machen, aber diese Opposition ist rein persönlicher Art: sie stellt sich unter die Auspizien eines Oppositions-Mitgliedes der Kammer und muß ihm Alles opfern, sey es auch Wahrheit und Recht. Es ist dann bloß eine Intrigue. Noch mehr: statt unparteiisch zu seyn und den Abonnenten aufzuklären oder zu leiten, ist das Journal rein der Sklave seiner Abonnenten und wird gewöhnlich bald zu einer Mühle, die alle Morgen dasselbe herplappert. Was noch schlimmer ist, ist der Umstand, daß die Redactoren und Mitarbeiter gewöhnlich eine Koterie bilden, eine Kapelle, wie sie sagen, worin kein Ungeweihter dringt. Es erfolgt hieraus, daß die politischen Redacteurs meistens die mittelmäßigsten Schriftsteller sind, und daß man oft meint, eine Feder habe alle Premiers Paris *) in sämtlichen Journalen geschrieben. Mit dem Feuilleton ist es noch schlechter bestellt.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung in der Französischen Journalistik, daß die Direktoren der Feuilletons am wenigsten literarische Bildung haben, ja daß die Meisten gar keine Literaten sind. Diese Leute schließen gewöhnlich mit einigen bekannten Romanciers, die einen Namen haben, Kontrakte ab. Von diesen bekommen sie so und so viel Novellen und Romane geliefert, die sie nicht zu lesen brauchen, und somit hat der Direktor nichts zu thun, als alle

*) So heißen bekanntlich die das Datum Paris tragenden, leitenden Artikel der Zeitungen.

andere ihm unbekannt Artikel, kritische oder belletristische, zurückzuschicken, versteht sich, ohne sie gelesen zu haben. Ich habe hiervon ein treffendes Beispiel erlebt. Einer meiner Freunde, ein junger Franzose, der Deutsch verstand, schrieb einen Artikel über die schönen Künste und reichte ihn dem Temps ein. Der Direktor dieses Blattes schickte ihn nach sechs Wochen zurück mit dem Bemerkten, daß er bedauere, ihn nicht brauchen zu können, da er nicht romantisch gefinnt sey; — die Revue de Paris nahm diesen Artikel auf, nachdem ihn Guizot, der jetzige Minister, gelesen und ihn der Revue empfohlen hatte — jener junge Mann war ein Jugendfreund von Guizot's Neffen. Darauf lobte dasselbe Blatt le Temps denselben Artikel und adoptirte die Ansichten desselben in zahlreichen Auszügen — ein Beweis, daß der Direktor früher nie jenen Artikel gelesen hatte.

An Kritik, aufrichtige Kritik über Literatur ist außer den Revuen in Paris nicht zu denken. Höchstens geben das Journal des Débats und der National zuweilen eine Uebersicht en bloc, wie man es in Paris heißt. Die Romans-Feuilletons nehmen allen Raum in Anspruch. Allerdings ist es ein Glück für die Romanschriftsteller in Frankreich, daß die Journale ganze Romane aufnehmen; denn abgesehen davon, daß die meisten ihrer Produkte nicht verdienen, als Buch gedruckt zu werden, giebt es in Paris im wahren Sinne des Wortes keinen Buchhandel mehr. Unsolidität zuerst, demnächst aber der Belgische Nachdruck ist daran schuld. — Nebenbei ließen sich die Schriftsteller zu theuer bezahlen; denn in Frankreich ist es nicht wie in Deutschland, daß der Buchhändler reich, der Schriftsteller arm ist; meistens ruiniert der Schriftsteller zuerst den Buchhändler und dann sich, denn da er selbst gut und rasch lebt, bleibt ihm wenig übrig. Die meisten Schriftsteller in Paris sind nichts weniger als reich.

Jene Feuilletons werden freilich hernach auch oft als Buch gedruckt, aber der Buchhändler zahlt nur ein Drittel von dem, was das Journal bezahlte. Lachen mußte ich immer, wenn ich Damen sah, die, so oft das Journal ankam, die Scheere nahmen, das Feuilleton abschnitten und das Andere, den politischen Theil, wegwarfen. Sie binden dann diese Feuilletons zusammen und lesen sie als Buch. Dies geschieht sogar in vielen Lese-Kabinetten. Die Débats haben die Mystères de Paris von Sue für 30,000 Fr. gekauft. Sie fügen damit bei den vorigen Wahlkämpfen an, auf daß die neuen Abonnenten sich auch politisch zu ihnen bekennen möchten. Man abonnierte auf sie — mehr als 2000 neue Abonnenten erhielt das Blatt wegen dieser dem sonstigen Takt und Sittlichkeitsgefühl des Journals keinesweges zur Ehre gereichenden Mystères, aber man liest deswegen seine politischen Artikel doch nicht. Sie werden alle von schönen Frauenhänden geköpft und zu Modemustern höchstens benutzt. Ueberhaupt aber ist man in Frankreich der jetzigen politischen Journalistik übersatt. Der Franzose haßt sogar die Freiheit, wenn sie langweilig wird, und mit Recht neckt sich Karr fast in jeder Nummer seiner Guespes über die carrés de papier, die man Journale nennt. Sie haben sich selbst überlebt.

Aber noch schlimmer steht es mit der Theater-Kritik in den großen vier-eckigen Papierrahmen. Da der Direktor, der Gerant und der Redacteur meistens Freibillette wollen für die ersten Vorstellungen eines neuen Stückes, so verpflichten sie sich, Reclames für das Theater aufzunehmen. Diese Reclames werden von der Theater-Direction geschickt, um in das Journal selbst — dans le corps du Journal — wie sie sagen, eingerückt zu werden. Meistentheils ist der Feuilleton-Kritiker selbst durch Freibillette bestochen. Wenige Journale bezahlen die Theater-Kritik. Höchstens thun dies Presse, Débats, Siècle, National. Es giebt Theater-Kritiker, die dem Journal noch Geld dazu geben, wenn es ihre Kritik aufnimmt, weil sie dadurch Anspruch auf Freibillette haben — sie bekommen immer 2 bis 3 zu jeder Vorstellung, und zwar für Damen, obschon diese Plätze gewöhnlich nicht die feinsten sind. Der Kritiker selbst geht in eine stalle d'orchestre. Gesezt aber, er ist unparteiisch, was hier und da noch der Fall ist, so liest man nicht selten im Feuilleton: „dieses Stück ist abgeschmackt, ohne Interesse, ohne Geist und ohne Witz“ und oben drüber, dans le corps du Journal — es ist nur ein Strich dazwischen — steht als reclamation: „die Menge drängt sich mit Ungestüm zu dem neuen dramatischen Stück; schon um 10 Uhr machen die Leute queue etc.“ — Was soll man zu einer solchen Konsequenz sagen? Auch ist das Theater in Paris, besonders die Oper, so gesunken, daß es bald nicht mehr sinken kann. Ein einziges nervöses, stimmloses, intriguirendes Weib beherrscht die ganze Oper, weil sie als tyrannische Geliebte den Direktor beherrscht. Herr Villet ist eine Kreatur von Thiers, schrieb früher leitende Artikel für ihn und erhielt die Oper. Die meisten großen Journale halten es aber mit ihm. Es ist so angenehm, eine Loge für vier Personen in der Oper zuweilen zu erhalten — Dupré gab neulich eine Soirée, wozu er alle Künstler, auch einige Leute von der haute volée einlad, nur Mad. Stolz nicht; darauf gab Villet, um sich zu rächen, eine große Soirée in der Oper und Ball, wo die meisten Journalisten, sogar auch Deputirte waren, nur Dupré nicht — die Rachel wurde erwartet, kam aber nicht. Die großen Journale sprechen in pompösen Ausdrücken von dieser Soirée; aber nur in den kleinen Blättern erfährt man die Wahrheit.

Es folgt hieraus, daß die Presse in Frankreich, mit einigen Ausnahmen, eine große Lüge ist. Gesezt, ich hätte eine Idee, eine neue Idee, die dem Vaterlande von höchstem Nutzen seyn könnte, die aber momentan den Actionnaires des Journals schadete, und diese sind auch oft Actionnaires anderer Unternehmungen, sind Fabrikanten und Handelsleute, so würden diese Blätter nicht allein meine Idee nicht aufnehmen, sondern sich ihr auch mit aller Kraft widersetzen. Dies zeigte sich besonders kürzlich bei der Frage über den Handels-Traktat mit Belgien, und so oft ein Douanen-Gesetz an der Tages-Ordnung ist. Ich kenne einen Fall, wo sich ein Journal weigerte, das Eisenbahn-Gesetz in Schutz zu nehmen, weil sein Haupt-Actionair Posthalter war.

Erscheint in Paris ein neues Journal, so ist es stillschweigende Taktik aller Journale, nicht von ihm zu sprechen, und wäre auch die Weisheit Salomon's jeden Morgen darin abgedruckt. Erscheint aber ein Journal zu einem herabgesetzten Preise, dann wird von allen Seiten auf dasselbe losgebonnert, wie auf das neue Blatt la Nation von Genoude, das nur 30 Fr. kostet. Da kommen die patriotischen langen Phrasen schaarenweise, die Prinzipien schichtenweise. Die einzige Ursache aber ist die fatale Konkurrenz. Außer dem National, dem Charivari und der Phalange kenne ich in Paris kein Journal, das entschiedene Prinzipien hätte. Mit Geld kann man Alles von ihnen haben. Also ist hauptsächlich zu unterscheiden, wer das Geld giebt. Da giebt die Regierung, dort ein Oppositions-Mitglied. Es sind aber immer bloß persönliche Verhältnisse, um die es sich handelt.

Es giebt Journale in Paris, wo die Artikel bezahlt werden müssen. Da man sich nur bekannt durch die Presse machen kann und durch sie einen Namen erhält, so muß der Schreiber eines Artikels, wenn es ein noch unbekannter junger Mann ist, diesen bezahlen, und je mehr Talent er hatte, desto mehr mußte er zahlen, da er ja um so mehr Anerkennung dadurch erhielt. Ich kenne mehrere solche Fälle, die bei dem Journal la Patrie vorkamen. Freilich liegt ein solches Journal gewöhnlich in den letzten Zügen und besteht nicht lange.

Trotz diesem allen aber heißt sich das Uebel von selbst. Es giebt immer noch aufrichtige Organe, die Alles ihren Prinzipien opfern. Zu dieser Klasse gehören einige kommunistische Journale, wie la Fraternité, le Populaire, die von Duvriers durch monatliche freiwillige Steuer unterhalten werden. Die Phalange entstand durch den Nachlaß Jourrier's. Jourrier blieb immer Commis in einer Spezereihandlung für 1200 Fr. jährlich. Als er aber starb, gab Considerant seine Bücher heraus, und diese trugen 100,000 Fr. ein. Davon wurde die Phalange gegründet, die sieben Jahre lang einmal die Woche erschien. Endlich gab ein Schotte 450,000 Fr., um ihre Ideen zu verbreiten. Seit vier Jahren erscheint sie dreimal die Woche und hat 1500 Abonnenten. Sie verzehret jährlich 50,000 Fr. und muß zuletzt entweder täglich als Journal oder als Revue monatlich erscheinen.

Eine solche Revue bedarf der Caution nicht. Erscheint sie aber alle vierzehn Tage, so muß sie 25,000 Fr. Caution stellen. Folgendes ist der Ursprung der Revue indépendante. George Sand hatte einen Kontrakt mit der Revue des deux Mondes, kraft dessen sie ihr für 15,000 Fr. Romane liefern sollte. Sie hatte die Hälfte des Geldes schon erhalten. Da schrieb sie ihren Horace, der republikanisch ist. Die Revue aber erhält 30,000 Fr. jährlich vom Ministerium, wies diesen Roman zurück und wollte die Sand zwingen, ihre Romane in ihrem gouvernementalen Sinne zu schreiben. Die Sand gewann ihren Prozeß, oder besser, die Revue schämte sich, zu klagen. Darauf vereinigte sich Erstere mit Lerour und Biardot, dem Gatten von Pauline Garcia, um eine neue Revue zu gründen. Aguado, der damals ein Organ für Spanien wünschte — er hatte vor seinem Tode Absichten auf das Ministerium in Madrid — gab das Geld dazu. Bei seinem Tode war die Revue in Gefahr, ebenfalls zu sterben. Jetzt aber haben sich zwei junge reiche Leute aus Lyon an die Spitze gestellt, und sie wird gewiß den abgelebten beiden Revues von Buloz nicht allein schaden, sondern sie auch nach und nach ganz verdrängen.

Die Presse in Frankreich wird nicht frei, bis sie den Händen der politischen Spekulanten entzogen ist. Es ist schon der Fall vorgekommen, daß ein Eigenthümer eines Journals über Nacht alle seine Mitarbeiter an die entgegengesetzte Partei verkauft hat. Gewöhnlich erhandeln sie sich durch ihre Charakterlosigkeit und Unwissenheit irgend eine Stelle, und der Mitarbeiter, der Grundfäße hat, wird brodlos, weil eben das Journal untergeht oder die Farbe wechselt. Guizot unterhandelte ein ganzes Jahr mit Herrn Dutacq wegen des Siècle. Der Prozeß desselben mit dem Geranten des Journals dauerte neun Monate. Kaum aber wußte das Publikum, daß das Siècle ministeriell werden sollte, so verlor es 10 bis 15 Tausend Abonnenten. Herr Yéré, der Gerant, gewann seinen Prozeß gegen Dutacq, aber seine Abonnenten waren fort. Uebrigens ist das Siècle das mittelmäßigste Journal in Paris, und seine zahlreichen Leser verdankte es bloß den Feuilletons und dem billigen Abonnements-Preise.

Das einzige Mittel, um der Presse in Frankreich ihre Würde wiederzugeben, wäre die Aufhebung der Stempel-Laxe. Merkwürdigerweise würden dadurch fast alle Oppositionsblätter, wie sie jetzt bestehen, untergehen, sogar der National.

Ein Franzose.

England.

Irländisches Gebirgs- und Banditen-Leben.

Aus dem Tagebuche eines Arztes.

(Schluß.)

Drei Jahre verstrichen. Hill Murphy's Kindern war das Glück lange nicht so günstig, wie ehemals ihrem Vater. Es ist auch dies zu bemerken, daß sie nicht allein den Haß erbten, welcher sich an ihren Namen knüpfte, sondern daß sich noch eine Art von Verachtung hinzugesellte wegen ihrer Bosheit, womit sie einen schwachen Greis aus seinem Eigenthum vertrieben hatten. Diese Verachtung mußten sie sogar von den verwegnen Betrügern erfahren, mit denen sie in Geschäftsverkehr standen. Beim geringsten Streite rüdt man ihnen ihr undankbares Betragen, warf man ihnen ihre Unmenschlichkeit vor. Zuletzt wurden sie, wenngleich nicht von Scham ob ihrer schlechten Handlungsweise, wenigstens von jenem egoistischen Neugefühl ergriffen, welches alle die empfinden, die das Bewußtseyn haben, gegen sich selbst ein Unrecht begangen

zu haben. Inzwischen wuchs die Bevölkerung rings um sie her reisend schnell, und vermöge der immer fortschreitenden Gessittung verringerte sich merklich der Gewinn ihres unerlaubten Gewerbes. Bisweilen äußerten sie sich mit Bitterkeit, daß die gesellig beschäftigte Fabrication der patentirten Branntweinbrenner ihnen störend in den Weg träte und furchtbaren Abbruch thäte. Mittlerweile erschien der alte Murphy wieder im Bezirke; er war so gebeugt und aufgerieben, daß viele Menschen Mühe hatten, ihn wiederzuerkennen. Seine Rückkehr hatte überdies etwas Seltsames, wodurch die Aufmerksamkeit auf ihn hingelenkt wurde: er fuhr nämlich auf einem einspännigen, mit einem Kasten beladenen Bauernwagen und kam in diesem Aufzuge an die Pforte des Pächters, bei welchem seine Tochter gestorben war, indem er erklärte, er hege die Absicht, wofern man es ihm gestatten wollte, da den Rest seiner Tage zu verleben und sein Geld zu verzehren. Einige Geschenke, die er den Pächterseuten machte, etliche goldene Schaumünzen, die er gelegentlich vorzeigte, und mehrere andere, vielleicht mit Fleiß von ihm erdichtete Umstände ließen es alsbald für eine völlig ausgemachte Sache gelten, daß der alte Bandit auf seinen Pilgerreisen einen Schatz entdeckt habe, wodurch er weit reicher geworden wäre, als er jemals vorher gewesen. Bestimmt war es ihm nicht verdriesslich, daß solch ein Gerücht in Umlauf war und Glanzen fand, indem er sehr wohl wußte, daß er gar viel zu thun hätte, um nach dem Gewerbe, das er betrieb, sich Achtung und Ansehen zu verschaffen. Er lächelte, so oft man auf seinen Kasten anspielte, welchen abzuladen zwei starke Männer erforderlich gewesen waren; auch schlief er auf demselben, ohne ein anderes Bett zu begehren, und meinte, daß er bei all' seinem Unglück noch immer Gott dafür danken müsse, daß er sein Alter nicht ganz dem Elend preisgegeben habe. Dann brachte er jeden Morgen und Abend mindestens eine Stunde im Gebete zu. Es war also Pill Murphy seit seiner Wiederkehr in die Ebene ein durchaus anderer Mann geworden. Diese sonderbare Zurückkunft, dieses noch festsamere Benehmen, die übertriebenen Erzählungen von seinem unermesslichen Reichtume machten auch im Gebirge Aufsehen und drangen bald zu den Ohren seiner unlenksamen Söhne. Der Eindruck, den alles dies auf sie hervorbrachte, war der Art, daß sie es als eine Forderung ihres Interesses erachteten, ihrerseits einige Neue und Sinnesänderung zu heucheln. Der jüngere Bruder hatte sich eingeschifft; der Besitz des Hauses war also Phäde Murphy verblieben, dem älteren, der sein Geschäft gemeinschaftlich mit den Brüdern seiner Frau betrieb. Die ganze Familie versammelte sich und entschied nach gepflogener Berathung, daß Phäde zum Vater gehen solle, um seine Verzeihung zu erbitten. „Und“, fügte sein Weib mit dem ihrem Geschlechte eigenen Instincte hinzu, „nimm unser Kind mit, Phäde, es wird beitragen, das Herz des alten Wolfs zu erweichen.“ Demzufolge schlug Phäde mit seinem Knäblein, dessen Haar hübsch geglättet und gekräuselt war, die Richtung nach der Ebene ein, obwohl er gegen seine Frau bemerkte, daß er nichts Gutes von diesem Besuche prophezeie, weil er sich erinnere, daß der Alte als eine überaus zähe und hartnäckige Natur niemals weder von seinen guten noch von seinen bösen Vorläufen zurückzukommen pflege. Gleichwohl zeigte sich Pill Murphy nicht unempfindlich gegen diese Nachgiebigkeit; nachdem er sich mehr schmolend gestellt als tiefinneren Groll hatte hervorbliden lassen, sprach er in einer Anwandlung zärtlicher Empfindsamkeit von seinem Hause, fragte, ob noch Alles auf seinem Plage stände, und schien so leicht zu überreden, daß Phäde ihm dreist das Anerbieten machte, er möge doch dahin wieder zurückkehren, um da die Pflege, deren sein Alter bedürfe, zu erhalten. Pill Murphy willigte ein und ließ sich sammt seinem Kasten auf sein geliebtes Gebirge wieder zurückbringen.

„Mir gefällt diese ganze Geschichte nicht“, sagte die Pächterin nach der Abreise ihres Gastes. „Das ging doch ein bißchen gar zu schnell, so recht über Hals und Kopf. Kann wohl die Sonne an einem so düsteren Himmel so bald wieder leuchten? Weshalb begiebt sich doch der Alte so hurtig wieder zu denen, die er verabscheut wie das Gift? Habt Ihr nicht gehört jenes verbissene Hohngelächter, das den alten Wolf verrathen, als sein Sohn beim Aufstehen des Kastens sich über dessen Schwere beklagte? Hat er nicht mit zu großer Hiererei wiederholt: „Ach, Phäde! Ich bin schon sehr matt, ich werde wohl nicht mehr lange leben, Phäde!“ Verstockte Sünder werden nicht so leicht gerührt, und wenn vollends in den Adern derer, welche sich feindlich gegenüberstehen, ein und dasselbe Blut fließt, so ist der Haß viel größer noch, der sie von einander trennt.“

Pill Murphy ward also in sein Hab und Gut wieder eingeseßt, und die Pächterin, unter dem Vorwande, sich in eigener Person ihren geringen Bedarf Whiskey zu besorgen, war begierig, zu sehen, wie der Greis von den Seinigen behandelt werde; allein sie fühlte sich zu einer Wiederholung ihres Besuchs nicht veranlaßt, weil ihn die Familie einer eigennützigen Absicht zuschrieb. Bei all' der zärtlichen Aufmerksamkeit, die Phäde's Frau ihrem Schwäher bewies, verfehlte sie nicht, auf diejenigen Leute anzuspähen, welche einem Manne, ohne seines Fleisches und Blutes zu seyn, stets frühere Dienstleistungen ins Gedächtniß zurückzurufen und ihn denen zu entreißen sich bemühten, welche ganz natürlich ihm in seinem Alter mit Treue und Hingebung anhängen müßten. Die Pächterin blieb taub gegen diese beleidigenden Worte, Pill Murphy aber ergöste sich, wie ihr vorkam, weidlich an der mißgünstigen Bemerkung seiner Schwiegertochter, und er ließ sein boshaftes höhnisches Lachen hören.

Die Anfertigung der geistigen Getränke war zwar nicht mehr so einträglich wie sonst, indes dauerte sie fort und reichte wenigstens hin zum Unterhalte der beiden durch Phäde Murphy's Ehe verbündeten Familien. Da erfolgte bei der Polizei von Sligo eine Denunciation mit so deutlichen und genauen Angaben, daß diese Behörde ein Regiment, welches sich eben auf dem Marsche nach der Stadt befand, dazu benutzte, etwas vollbringen zu

lassen, was man bis dahin noch nie versucht hatte. Das Gebirge wurde umzingelt, der Trupp ging einen Fußsteig entlang, der geradehin zur Fabrik führte, und zerstörte den Brennkolben, so daß die Murphy's sich dieses ihres Erwerbsmittels beraubt sahen. Man erfuhr später, wer der Angeber gewesen.

Während eines traurigen Februar-Abends erschütterte ein mit Regen untermischter Sturm die Hütte bis in ihre Grundfesten, und von Sekunde zu Sekunde trieben die bestigen Windstöße auf dem einzigen Plätzchen, wo es einen Herd gab, die rauchende Flamme des Torffeuers zurück, um welches rings herum die Familie ihr Mahl verzehrte. Phäde und einer seiner Schwäger waren nicht gegenwärtig. Das Essen bestand für den alten Murphy aus einem Kapfe warmer Ziegenmilch und aus einem eigends für ihn aufbewahrten Brodkuchen, für die Uebrigen aus einigen Erdäpfeln und geronnener Milch. Phäde's junger Bube schlich sich zwischen die Beine des Großvaters, der seinen Brodkuchen in den Napf eintauchte; aus seiner still auffordernden Miene war leicht zu errathen, daß der Kleine auf eine Einladung rechnete. Doch der Alte schlang weiter fort, ohne daß es schien, als habe er das Kind bemerkt. Da ihm also sein Bitten nichts geholten, zog es sich hungrig zu seiner Mutter zurück, und nachdem es die ihm von dieser angebotene Kartoffel zurückgewiesen, hub es zu weinen an, bis sie es, zornige Blicke dem selbstsüchtigen Alten zuwerfend, in ihren Armen einschläferte. Die äußerste Noth kämpfte mit den gehässigen Leidenschaften in jener einsamen Gebirgshütte, wo bloß der alte Murphy sich's ganz gut schmecken ließ und hohnlachte, ohne sich dem Anscheine nach irgendwie um das zu bekümmern, was um ihn her vorging.

Endlich kam Phäde, welcher seit dem Morgen fort gewesen, wieder an; und seine Wohnung schien durch ihn eine noch düstere Farbe anzunehmen, eine so wilde Aufregung sprach an jenem Abend aus seinem ohnehin schon bösen Gesichte. Seine Frau selbst schauderte, als sie ihn beobachtete.

„Ich werde mich jetzt zu Bette begeben“, sagte der alte Murphy, „ich werde mich schlafen legen, das heißt, wenn ich erst meine Nacht mühe haben werde. Doch ja, beinahe hätte ich's vergessen.“ Er stand auf, ging in eine Ecke, öffnete den Schrank, griff nach einer schwarzen Flasche, verschluckte eine reichliche Dosis Whiskey, leckte sich die Lippen ab und schaute mit seinen sahnen Augen auf die ganze Familie. Der Schrank beherbergte das Getränk, das bis dahin ausschließlich für den naschhaften Alten aufbewahrt blieb; doch plötzlich erfaßte Phäde die Flasche, welche sein Vater wieder auf das Fachbrett hingestellt hatte, führte sie an den Mund, leerte den ganzen Inhalt aus und schenkte sie alsdann mit den Worten zu Boden: „Das ist der erste Tropfen, welcher, sey es, was es wolle, seit heute früh meinen Durst gelöst oder meinen bellenden Magen getäuscht, und wahrscheinlich wird es auch für etliche Tage der letzte seyn. Alles ist für uns verloren: neue Verstärkung von Zollbeamten, neue Verstärkung von Kellerratten, ein frisches Bataillon, um ihnen kräftigen Beistand zu leisten, und endlich unsere Schuldner, die sich alles dies hübsch zu nutze machen, um taube Ohren zu haben, wenn ich wenigstens etwas auf Abschlag von ihnen begehre. Ich habe sogar mehrere Thüren verschlossen gefunden, und man hat sie durchaus nicht öffnen wollen; ich komme so leer wieder wie ich weggegangen, was sage ich? mit der Nachricht, daß wir allesammt in diesen Tagen von hier gar werden aufbrechen müssen, oder ich weiß nicht, was geschehen kann. Nachdem man unsere Brennerei vernichtet, hat man nicht einen Verhaftsbefehl gegen mich ausgefertigt, unter dem Vorwande, es seyen in der Nähe von hier einige Lammfelle gefunden worden.“

„Könnt Ihr denn nicht die Engpässe bewachen und die Gebirgsstraße versperren, wie Ihr ja thutet, um meine Rückkehr zu hindern?“ brummte der Alte, und hernach mit seinem gewöhnlichen Hohngelächter hinzufügend: „Wie? Könnt Ihr's also nicht mehr?“ — „Und wenn wir's auch thäten“, entgegnete die Schwiegertochter, „so haben wir doch wohl seither genugsam unsere Neue bewiesen. Habt Ihr nicht jetzt den wärmsten Platz am Herde? Den einzigen Brodkuchen, den es noch im Hause gab, hab' ich ihn nicht um Eure Willen meinem Kinde, das vor Hunger weinte, entzogen? Das ist wohl schwerlich der Augenblick, wo Ihr uns das Vergangene vorwerfen solltet, so dünkt mich.“ — „Ich werde nicht bei Euch bleiben“, sagte Pill Murphy mit einer sauren Miene; „ich will wieder zu denen zurück, die sich glücklich fühlen werden, mich aufzunehmen und zu beschützen; ich brauche nicht da zu wohnen, wo ich nicht gern gelesben bin, morgen wandere ich fort mit meinem Kasten.“ — „Ihr werdet uns bestimmt nicht in unserer Verlegenheit verlassen wollen“, sagte Phäde, „nein, Ihr werdet nicht, Vater, da Ihr uns ja helfen könnt.“ — „Und wer gewährte mir Hülfe, als ich ihrer bedurfte?“ entgegnete der Greis, „etwa Ihr? Arbeitet und fast Euch in Geduld, das thut auch ich. Wartet also und geduldet Euch.“ — „Werdet Ihr also warten, bis der Arm der Gerechtigkeit uns von hier vertrieben hat, um uns dann bei Euch aufzunehmen? Werdet Ihr warten, bis wir Hungers gestorben sind, um uns dann erst einen Bissen darzureichen?“ fuhr der Sohn, die Stirn runzelnd, fort. — „Nein, sicher werde ich nicht warten, ich will eben mich früher davon machen. O! ich hoffe, schon weit weg zu seyn, wenn man kommen wird, uns aus unserm Neste zu verschleuchen.“ Es lag in dieser Antwort ein so grausamer Spott, daß Phäde ihn durch einen schrecklichen Fluch unterbrach; indes Pill Murphy fuhr fort, als hätte er gerade für diesen Augenblick all' seinen Groll aufgespart: „Nein, ich werde nicht warten, ich nicht, ich will morgen abreißen, morgen, ehe der Tag graut. Mit Entzücken wird man mich beim Pächter in der Ebene wiedersehen; man wird mir da frisches Brod und Zudermilch geben: was war ich doch für ein Thor, diese wackeren Leute zu verlassen, aber ich kehre wieder zu ihnen zurück.“ — „Ihr habt“, rief die Schwiegertochter, „das Beste, was wir seit Eurer Zurückkunft im Hause hatten, aufgeessen und vertrunken;

es fehlte Euch nie an etwas, wenn dieses Kind hier nicht einen Bissen zwischen den Zähnen hatte, und" — „Still! still!" fiel Phäde ein. — „Zu oft schon hast Du mir Ruhe geboten", sagte lähn die Frau, „ich werde darauf nicht mehr hören. Hat er Geld, so mag er uns welches geben, oder —" — „Oder Ihr werdet mir den Hals abschneiden, mein' ich, nicht so?" — „Man hat im Scherz schon manche Wahrheit ausgesprochen", rief seinerseits der Sohn, da er sah, daß Verstellung überflüssig wäre. „Ihr seyd wirklich ein Egoist und Hülz zugleich, es ist nun Zeit, daß Ihr Eure Zeche bezahlt. Ich bin entschlossen, den Inhalt des Kastens kennen zu lernen, ich will —" Der Greis stürzte sich auf seinen Schatz, bereit, ihn zu verteidigen. — „Jetzt oder niemals, Phäde!" schrie die Weibsperson. — „Ich habe nicht mehr lange zu leben", sagte Hill Murphy, „und Ihr werdet bestraft werden, wenn Ihr ihn jetzt öffnet." — „Sieht es wohl eine Strafe, die das Unglück übersteigt, einen solchen Vater zu besitzen?" erwiderte bitter Phäde, und durch die Winke seiner Frau angefeuert, wollte er den Greis vom Kasten, an den er sich angeklammert hatte, entfernen. Allein er bedurfte hierzu des Beistandes seines Schwagers, und der Greis paktete, während er zu Boden fiel, das Vorlegeschloß. Um zu bewirken, daß es Hill Murphy loslasse, griff Phäde's Schwager nach einer Hacke und versetzte ihm damit einen Hieb, daß er sich im Blute wälzte. „Er ist bloß betäubt", rief die Frau; „machtet auf, machtet auf!" Phäde und sein Schwager machten sich daran, den Kasten zu erbrechen. Was so eben geschah, war es vorher berechnet? Vielleicht nicht. Es war freilich öfters die Frage gewesen, ob man nicht zu so gewaltsamen Maßregeln schreiten solle, jedoch hoffte man immer, vom guten Willen des Alten einen Theil seines Schatzes zu erlangen: er hatte selbst an jenem Abende durch seinen Sohn und durch die Drohung mit seiner Abreise die unvermeidliche Katastrophe beschleunigt.

Bald geht der Deckel des Kastens auf: Phäde's Frau bringt ihr dünnes gelbliches Licht näher, um ihrem Manne zu leuchten. Nun haben sie ihn, den erwünschten Schatz, endlich! Man findet zuerst verschiedene Plunder und darunter, o Jammer! nichts als einen Steinklumpen.

Sie brachen in abscheuliche Verwünschungen aus. „Der alte Verräther hatte uns also betrogen!" Ploßlich hallte es mitten unter dem Geschrei dieser Schakale wie das Lachen einer Pyäne wieder: es war der Greis, der sich zur Hälfte mit dem einen Arm aufrichtete und mit dem anderen in seiner gewohnten spöttischen Weise auf den Kasten zeigte. Es lag in seiner Stellung und seinem Ausdrucke etwas, was die Mörder erstarrten machte; sie fühlten sich durch diesen Blick förmlich behert. „Einfältige! Einfältige!" wollte Hill Murphy sagen, allein dieses Wort blieb ihm, das zweite Mal nur halb vernehmlich, in der Kehle stecken; und als er wieder Athem zu holen gesucht hatte, raffte er, im Gefühle, daß es das Todesröcheln war, welches ihm die Sprache raubte, seine ganze Kraft zusammen, um noch das Wort *Kluch!* auszustoßen; sodann sank er zusammen und starb.

Am nächstfolgenden Morgen verscharrten ihn Phäde und dessen Schwager in einem Loche, das sie mit Steinen zudeckten. Etliche Tage später wurde Hill Murphy's ganze Familie verhaftet und nach emsigen Nachforschungen der entseelte Körper aufgefunden. Die Leichenschau würde nicht erwiesen haben, daß die Wunde, die er empfangen, seinen Tod herbeiführen konnte; indeß Phäde's Schwager trat, um der Verurtheilung zu entgehen, als Belastungs-, d. h. als Königzeuge auf, und Phäde bekannte alle Umstände, unter denen er den Vatermord verübt hatte.

Rußland.

Ein Wort zur Berichtigung.

Im Charivari berichtet man aus Petersburg:

„Die Skizzen von Treumund Wesp scheinen auf Befehl des Kaisers geschrieben zu seyn: denn wenn er von dem Chef der geheimen Polizei, v. Benkendorff, einen getreuen Bericht verlangt hätte, um zu erfahren, wie es in seinem Reiche herginge, könnte er nicht besser bedient worden seyn. Es wäre nicht zu verwundern, wenn der Kaiser den Verfasser kommen ließe, um mit ihm inkognito Wanderungen anzustellen, wie einst Harun al Raschid." —

Diese Nachricht trägt zu sehr den Stempel der Originalität und stimmt so völlig mit Reden überein, die ich selbst in Petersburg oft, unter genauen Bekannten, in Bezug auf den Kaiser wechseln hörte, daß jedenfalls die wenigen Zeilen einen Mann als Verfasser mit Bestimmtheit vermuten lassen, der an Ort und Stelle die in gewissen Kreisen herrschenden Ansichten eingefogen. Aus diesem Grunde halte ich eine nähere Beleuchtung nicht für ganz überflüssig.

Obwohl Kaiser Nikolaus als Thronfolger wie als Kaiser stets ein Leben geführt, dessen Verlauf zu verfolgen jedem Petersburger äußerst leicht wurde, weil es stets offen vor aller Welt dalag und nirgend ein Theil desselben durch Geheimhaltung verdeckt wurde, so daß man sagen kann: der seltene Mann habe die Idee des großen Römers verwirklicht, welcher in einem durchsichtigen Hause zu wohnen wünschte, damit das Volk all sein Thun zu jeder Zeit beobachten könne; obgleich der Kaiser tagtäglich Proben davon giebt, daß er die Zustände seines Reiches durch persönliche Anschauung genau kennen zu lernen unablässig bestrebt ist, und obgleich seine gefunden Urtheile bei allen Gelegenheiten die innigste Vertrautheit mit allem Bestehenden auf das überzeugendste an den Tag legen, so reicht dies Alles doch nicht hin, daß man in Petersburg, wo man bei einiger Beobachtung, beim geringsten Nachdenken,

durchaus das Unreife solcher Aeußerungen begreifen müßte, nichtsdestoweniger unter Vertrauten sich ausläßt, wie der Charivari berichtet. Selbst daß der Kaiser schon öfter, z. B. auf den Karnevals-Maskeballen, sich so schlagend und treffend im Tone der verschiedenen Klassen seiner ersten Hauptstadt auszubringen versteht, was offenbar nur Jemand zu thun im Stande ist, der sich bis in die geringsten Details mit allen Rüancen des Volks, und Gesellschafts-Lebens vertraut gemacht hat: selbst dies vermag die Leute nicht abzuhalten von Aeußerungen, die nur dem Unbekannten, dem Fremden und Ausländer, oder dem flüchtigen Touristen zu Gute gehalten werden können. Man hört dennoch Petersburger unzählig oft sagen: „Ja, wenn der Kaiser von dem und jenem unterrichtet wäre!" Ich entgegnete mehrfach: „Und was dann? Müßte er die Menschen nicht immer nehmen, wie sie nun einmal sind? Könnte er mehr thun, als er thut, indem er bei den grellsten Mißbräuchen mit väterlicher Strenge einschreitet?"

Kaiser Nikolaus ist über meinem Lob erhaben: allein wer gleich mir seinen Tadel unverbrämt so häufig über Petersburger Zustände ausgesprochen, dessen Pflicht ist es: wahrhaft Vortreffliches bei keiner Gelegenheit unberührt zu lassen. Der Kaiser kannte mich nie, obschon mir Gelegenheit ward, seine Handlungen näher kennen zu lernen; der Kaiser kann mich nicht kennen lernen, da ich als Schriftsteller einen Namen trage, zu welchem die Person sich nicht so bald melden wird, weil es meine Pflicht ist: Niemanden in Verdacht zu bringen, der mir in Petersburg seinen freundlichen Umgang geschenkt und mir Gelegenheit verschaffte, so Vieles mit eigenen Augen zu sehen, was man sonst nur aus geschminkten Berichten kennen lernt. Oder glaubt man, ich dürfe diese Discretion bei Seite setzen? Nimmermehr! Wer die Verhältnisse Rußlands und Petersburgs kennt, ehrt gewiß meine strenge Trennung des Schriftstellers von der Person, die ich auch in meinen Skizzen durchweg beibehielt, so daß Niemand mit Bestimmtheit auftreten kann, um zu behaupten: der oder Jener trage die Schuld, daß herber Tadel zu Tage gekommen, und könne deshalb in Vertretung genommen werden. Niemand kennt Treumund Wesp in St. Petersburg, obschon dieser seinen Ort und seine Leute vielfach zu beobachten Gelegenheit gefunden; darum darf auch Niemand auftreten und behaupten: ich habe irgendwie selbstsüchtige Zwecke verfolgt. Was ich demnach über den Kaiser gesagt und noch sage, ist reiner, unverfälschter Tribut, den ein Jeder schöner Menschennatur zu allen Zeiten zu entrichten schuldig ist; zumal ich auch nicht zum schönen Geschlecht gehöre, welches aus Liebe Alles schön vom Kaiser und an demselben findet.

Also ich wollte, will und kann nichts vom Kaiser Nikolaus wollen, wenn ich gestehe, daß der Vergleich des Petersburger Korrespondenten im Charivari mit Harun al Raschid zu jenem ausgezeichneten Monarchen paßt, wie meine Glacé-Handschnh auf meinen Fuß. Wer wie Nikolaus sich täglich unter sein Volk mischt, braucht nicht wie Harun nächtllich auf Beobachtungen umherzuschleichen, und für ihn sind so schwache Arbeiten, wie meine Skizzen, vollkommen werthlose Schreibereien, da er eben alle Zustände weit genauer selbst kennen gelernt.

Eben so unpassend ist der Scherz: meine Skizzen scheinen auf Befehl des Kaisers geschrieben; denn weder darf diesem jemals ein solches Verlangen zugemuthet werden, noch ist es delikant: einen Mann, der, gleich mir, nirgend und nie Beweise gegeben, daß er sich Befehlen der Art unterworfen, auf solche Weise bloßzustellen, wenn auch nur zum Scherze. Kommen lassen wird der Kaiser wohl schwerlich, weder zum Ernst noch zum Scherz, Jemand mögen, der zu keiner Zeit ihm oder Anderen gezeigt: er habe sich zu seiner Disposition gestellt. Also auch diese Ironie des Korrespondenten gleitet ab, und so kann ich nur wünschen: es schaffe sich derselbe eine bessere Vorstellung an vom Kaiser Nikolaus und — sans comparaison — von

Traumund Wesp.

Mannigfaltiges.

— Die schönen Künste in China. Einige Chinesische Maler in Canton und Malao, die aufgeklärt genug waren, den Unterricht Europäischer Künstler nicht zu verschmähen, haben in der Landschaft- und Portrait-Malerei bewundernswürdige Fortschritte gemacht. Mehrere in der Chinese Collection aufgestellte Gemälde dieser (soll man sagen würdigen oder unwürdigen?) Söhne des Mittelreichs würden den besten Englischen Meistern Ehre machen. Wir sagen dies mit besonderer Beziehung auf die Portraits der beiden unermesslich reichen ehemaligen Hong-Kaufleute Hau-kua und Ling-kua, deren ausdrucksvolle Physiognomien mit einer Meisterschaft dargestellt sind, welche uns einestheils die ruhige Kraft, den unvergleichlichen Ausdruck in Miss Gillies' Miniatur-Bildern, anderentheils das Effektvolle und die technische Vollendung der Portraits von Thoburn ins Gedächtnis rufen. Was uns aber vor Allem Staunen abnöthigte, das sind die drei kolossalen in Stein gehauenen Buddha's mit ihrer starken Vergoldung, die ihnen das Ansehen giebt, als wären sie von gediegenem Golde. Diese Figuren haben durchaus nichts Groteskes und Lächerliches, wie eine Menge der sie umgebenden großen und kleinen Nachwerke: sie sind, ohne Uebertreibung gesagt, erhabene Schöpfungen der Phantasie, die den Beschauer eben so andächtig stimmen, wie irgend ein edles Denkmal von Menschenhand aus dem Aegyptischen oder Griechischen Alterthum. Ihre Modelle mögen uralt und vielleicht mit dem Buddhismus selber aus Indien nach China gekommen seyn.

(F. and C. Q. R.)